

# Volkstimme

Sozialdemokratisches Organ für den Regierungsbezirk Magdeburg.

Die „Volkstimme“ erscheint täglich abends (mit Ausnahme der Sonn- und Festtage) mit dem Datum des folgenden Tages. — Verantwortlicher Redakteur Heinrich der Unterhaltungsblätter „Die Rau“. — Emil Müller, Magdeburg. Verantwortlich für Inserate: Wilhelm Lindau, Magdeburg. Druck und Verlag von W. Pfannlisch & Co., Magdeburg. Gr. Münster 3. — Herausgeberanschlässe: Inserate 1567, Redaktion 1794, Verlag und Druckerei 261. — Zeitungspreisliste Seite 411.

Bezugspreis: Vierteljährlich einschl. Buchhaltung 2.25 M., monatl. 90 Pf. Beim Abholen von der Expedition und den Ausgabestellen vierteljährlich 2 M., monatl. 70 Pf. Bei den Postanstalten 2.25 M. ohne Bestellgeld. Einzelne Nummern 10 Pf. — Inserationsgebühr: die gewünschte Anzahlteile 15 Pf. Inserate von auswärts 25 Pf., im Postamt 10 Pf. Postcheckkonto: Nr. 5255 Berlin. — Einwiger Rabatt kann verweigert werden, wenn nicht binnen 4 Wochen nach Erhaltung der Rechnung Zahlung erfolgt.

Nr. 220.

Magdeburg, Sonntag den 20. September 1914.

25. Jahrgang.

## Unser täglich Brot . . .

In voller Würdigung des Ernstes der Lage hat bei Beginn des Krieges die Sozialdemokratie auf die Notwendigkeit hingewiesen, der wirtschaftlichen Not zu entgehn, wenn nicht die Notlage der Volksmassen ins Grenzenlose steigen soll. Seitdem sind Wochen vergangen und es zeigt sich, wie notwendig jener Warnungsruf war, aber auch, daß nur wenig von dem geschehen ist, was hätte geschehen müssen.

Auf dem Gebiet der Versorgung der Bevölkerung mit Nahrungsmitteln ist leider der Vorschlag, das Vieh aus den gefährdeten Grenzbezirken in Sicherheit zu bringen nicht beachtet worden. Die Folge ist, daß in Ostpreußen, einer der reichsten Provinzen des Reiches, die in normalen Zeiten ihren Überfluss abgibt, große und wertvolle Viehstapel von den eindringenden Russen abgetrieben oder vernichtet worden sind. Noch viel ernster ist aber die Frage der Erhaltung der Viehbestände und die

### Regulierung der Schlachtungen.

Schon heute dürfte klar sein, daß die optimistische Aussicht, wonach der Krieg nur von kurzer Dauer sein kann, nicht zutrifft. Eine nennenswerte Einfuhr von Futtermitteln aus dem Ausland ist daher für lange Zeit ausgeschlossen und es kommt darauf an, mit den vorhandenen Vorräten aufs äußerste haushalten. Wie es scheint, veräußern aber die Landwirte jetzt einen großen Teil des Jungviehs, wenigstens werden von den Schlächtern Klagen geführt, daß die Märkte mit nicht-schlachtreifen Tieren bestückt werden.

### Noch bedenklicher ist aber, daß die Landwirte rücksichtslos Roggen versüttern.

Da nämlich zurzeit Roggen billiger zu haben ist als Gerste, so ist es freilich für jene Landwirte, die Roggen geerntet haben, aber keine Gerste, das einfachste, den Roggen als Kraftfutter zu verwenden. Auf diese Weise muß der

### Vorrat an Brotkorn

in ganz erheblichem Maße verringert werden, er kann um ein paar Monate früher erschöpft sein, als es ohne diese Vergeudung geschehen würde. Das „Berl. Tagebl.“ will denn auch erfahren haben, daß in beteiligten Kreisen der Regierung erwogen wird, die Verwendung von Brotgetreide zu Viehfutter gesetzlich zu verbieten. Ob jedoch ein solches Verbot wirksam sein würde, erscheint uns fraglich. Abhilfe könnte nur gesucht werden, wenn das

Brotkorn der Verfügung der Landwirte entzogen wird, indem man den Verkaufszwang zu amtlich festgesetzten Höchstpreisen einführt, wie es in den Vorschlägen

unsrer Partei vorgesehen ist. Allerdings wäre das ein noch nie dagewesener Eingriff in das Privateigentum. Aber Not kennt kein Gebot. Wenn man davor zurückshaut, wird die Unvernunft und die Habgier einzelner das Gemeinwohl gefährden.

Inzwischen scheint man sich ernstlich mit der Frage der

### Preisregulierung des Brotes

als des notwendigsten Nahrungsmittels zu beschäftigen. An vielen Orten sind den Bäckern bereits Brottaxen vorgeschrieben, indem man das Gewicht des Brotes und der Semmeln, die für einen bestimmten Preis abgegeben werden sollen, festlegt. Aber es liegt auf der Hand, daß eine solche Maßnahme nur dann aufrechterhalten werden kann, wenn die

### Preise des Mehles

und, was abermals notwendig daraus folgt, des Getreides normiert werden, denn außer einem Mehl kann der Bäcker nicht billiges Brot herstellen. Gegen diese Preisfestsetzung erheben sich vor allem die Müllereibesitzer. Man könnte nicht einheitliche Preise festsetzen, weil die Sorten gar zu verschieden sind und was sonst der Redensarten mehr sind. Als ob es so schwer wäre, für das Dutzend Sorten, das in Betracht kommt, einen Tarif anzustellen! Außerdem ist es auch gar nicht nötig, daß „Auszug f. 1000“ hergestellt wird. Je „feiner“ das Mehl, desto mehr vom Nährstoff des Getreides geht in den Absatz, die Kleie, über, und gerade das müßte jetzt vermieden werden.

Wie berichtet wird, haben die Behörden Versuche anzustellen lassen mit der

### Beimischung von Kartoffelmehl

zum Brotteig, und man ist zu dem Schluß gekommen, daß eine Beimischung bis zu 20 Prozent hygienisch einwandfrei sei. Die Verwendung dieses Erbstoffs würde bewirken, daß der Mehlvorrat vergrößert wird. Aber wenn man zu solchen Mitteln greifen muß, so ist desto mehr geboten, unter allen Umständen die

### Vergeudung von Brotgetreide,

die Verwendung zu anderen Zwecken, als für menschliche Nahrung mit allen Mitteln zu verhindern.

Aber so wichtig die Frage der faktisch vorhandenen Vorräte ist, nicht minder wichtig und dringend ist die

### Frage der Verteilung.

Die kapitalistische Gesellschaft kann die Frage nicht anders lösen als durch Kauf und Verkauf. Die arbeitenden Massen aber können nicht kaufen, wenn sie nicht ihre Arbeitskraft verkaufen. Hier beginnt das schwierigste Problem. Tatsache ist, daß die

### Arbeitslosigkeit unablässig steigt.

Vor kurzem wurde gemeldet, daß in der Provinz Brandenburg (mit Ausschluß von Groß-Berlin) die Zahl der Arbeitslosen anstieg auf rund 123 000 geschägt wird. Dabei handelt es sich um eine Provinz mit geringer industrieller Entwicklung. In den Industriebezirken ist die Lage bei weitem schlimmer. Der Textilarbeiterverband stellt fest, daß seine Mitgliederzahl von 133 357 Ende Juli auf 120 343 Ende August zurückgegangen ist. Zum Heere wurden 12 000 von den Mitgliedern eingezogen, an Arbeitslosen aber wurden Ende August gezählt: 18 032 Männer und 11 689 Frauen, gegen 630 beziehungsweise 283 Ende Juli. Es ist also der vierte Teil der Verbandsmitglieder vollständig arbeitslos. Dazu kommt aber noch, daß von den Beschäftigten viele nur 3, ja sogar nur 2 Tage in der Woche arbeiten. Es liegt kein Grund vor anzunehmen, daß die nicht organisierten Arbeiter besser beschäftigt sind. Man muß also feststellen, daß annähernd

### ein Viertel der Arbeiter

der Textilindustrie, deren Zahl eine Million übersteigt, arbeitslos ist und viele Hunderttausende einen stark geschrägerten Verdienst haben.

In andern Branchen ist es aber nicht besser, vielleicht zum Teil noch schlimmer. Die private Bautätigkeit hat so gut wie ganz aufgehört, die Maschinenindustrie liegt daneben. In der Montanindustrie ist die Kohlenförderung zum Teil eingeschränkt, doch liegen hier die Dinge immer noch relativ günstig für die Arbeiter, dagegen ist die Tätigkeit der Eisenwerke bereits stark reduziert worden. Die Holzindustrie, die chemische Industrie, die Lederindustrie geraten

### immer mehr ins Stocken

sowohl infolge des Mangels an Rohmaterial als auch infolge des Mangels an Absatz.

Die Erwerbslosigkeit der Massen bewirkt aber, daß der Absatz der Gebrauchsgegenstände immer mehr zusammenschmelzen muß und die Stockung immer weiter um sich greift und die Arbeitslosigkeit zunimmt statt abzunehmen.

Schließlich stehen wir vor der unheimlichen Frage, wie diese Massen Erwerbsloser ernährt

werden sollen, denn wenn auch die Lebensmittel noch für längere Zeit reichen, diese Massen haben nicht die Möglichkeit, sie zu kaufen. Es gibt hier nur ein Mittel: soziale Organisation, die im Rahmen der gegebenen Verhältnisse die Arbeitskraft zu verwenden ermöglicht und die vorhandenen Lebensmittel an die Arbeitenden verteilt. Diese Zusage müssen Staat und Kommunen in Angiff nehmen. Sie haben zu zeigen, wie weit sie sie zu lösen verstehen. —

## Wie die Russen haußen.

### Vom östlichen Kriegsschauplatz.

Wallpänen. 13. September.

Gefangenene Russen sind mit dem Fortschaffen der Toten, mit Räumung des Schlachtfeldes beschäftigt. Berge von Gefallenen forderte der Kampf, der bis heute früh 4 Uhr hielt. Fluchtlos ziehen sich die Russen zurück. Einige wenige, die zu uns verbündeten, lassen erkennen, daß General Rennenkampf keine Rücksicht mehr auf die deutschen Truppen nimmt. Von den Überlebenden seines Heeres bleibt ein großer Teil an Gefangenen in Deutschland. Da längen Rügen ziehen diese

gefangenen Soldaten und Offiziere

zu uns vorbei. Man schätzt die Zahl auf 30 000. Der Stadtrat nach Berlin ist den Kosten überkommen. Aber sie leben uns schreckliche Zeugnisse ihres Treibens hinterlassen. Diese Stoiken werden in Gruben auf Menschenreihen in der Erinnerung bleiben. Da meiste Soldaten sind Grausamkeiten, unter denen Stoiken leider nicht sehr lange leiden würden. Sind höchstlich ihrer zur Last zu legen.

Doch ist nun mit uns zunächst eines auf dem Kriegsschauplatz um. Man hat schon tüchtig aufgetreten. Vor dem

Bahnhof sieht am bestigten gefärbt worden zu sein. Berge von Wagen, Karren, Kisten, Waffen, toten Wunden, Kartoffeln, Kleider, Rationen mitteilen, Hausgeräte, Silbersachen, Porzellan, alles,

was die Russen zusammengetragen haben, bilden ein Chaos. Viel von der Schlachtkunst der Deutschen war Raubbeute der Russen. Seit alles zertrümmert, verloren worden. Das Ganze bildet ein Bild von unendlicher Qualität. In einer Wagenburg steht tot, angefressen, ein Pferd. Zwischen Wagen und einem Baum ist es eingeklemmt. Das tote Pferd steht zwischen den Wagen. Im Todessamme stand es bald auf einen Bruststein hinauf. Darauf von 100 Wunden, in jeder Stellung, liegen noch übereinander. Auf blutbefleckten Kleidungsstücke zu und Sterben. In einer Ecke steht ein

toter Russe, eine Hose in der Hand.

Flüchtend hat er sie retten wollen. Auf die's Bild der Verwüstung und des Grauens wirkt der Feuerdruck des vorgekämpften, teils brennenden, teils mit noch ruhenden Feuerwerksgeschossen besetzten Russen. Besonders bewegen sich die Soldaten der auständigen Russen. Ernst und dürr tönen die erstickenden Kommandos der Russen. Ein russischer Offizier treibt zu einer Arbeit an. Ein deutscher Leutnant und wenige Männer überwachen das Ganze. Die

Russen gehorchen slavisch. . . . Und diese Slaven waren schon noch zum Teil Besessen.

Die russischen Greuel sind gewiß nicht tapfer für die russische Kriegsführung, aber sie kommen vor. Aus einem anstehenden Bericht eines Oberleutnants der Armee geht hervor, daß zwei Tage nach der Schlacht von Tannenberg vor etwa 14 Tagen ein von Russen überwältigter Dräger 21 Mann in der Weise bestimmt war, daß jedem ein Bein oder eine Hand abgeschnitten wurde. Die Vermummelten ließ man liegen. Ein Wundarzt, der den Dräger begleitet hatte, lag gefesselt, die Hände auf den Außengebunden, auf der Ebene. Ohren und Nase waren abgeschnitten. Das sind die Bundesgenossen Englands!

Auch die Zivilbevölkerung wurde nicht verschont. Aus Städten haben die Russen 70 Zivilpersonen mitgenommen, ihr Siedlal ist unbekannt. Wiederholen haben Russen die Zivilangehörigen gefangen. Stellten die Deutschen dann das Feuer auf und gingen auf die Feinde zu, dann fielen sie in Scharen unter dem aus nächster Nähe auf sie geschleuderten Angreifern. Auch die Flagge des Roten Kreuzes wurde so umgedreht. Ein Unteroffizier hält einen Eisenbahngürtel an. Auf den Wagen stan-



# Beilage zur Volksstimme.

Nr. 220.

Magdeburg, Sonntag den 20. September 1914.

25. Jahrgang.

## Zu erobernten Lande.

### Die Trümmer von Löwen.

III.

Löwen, die stille Stadt im Brabanter Lande, von verklärtem Ruhm und verschlossener Pracht umwohn — nun ist es eine ganz stille Stadt geworden! In seinen zerstörten und niedergebrannten Hauptstraßen sieht man die furchtbaren Folgen jenes Strafgerichts, das über seine betörten Bürger niederging; zwischen Schutt und Trümmern verhallen die Schritte deutscher Patrouillen, und verzweifelte Einwohner irren umher, weinend oder ihren Jammer verheißend. Bilder des Krieges in seiner grausigsten Gestalt, seiner Unerbittlichkeit mit Fener und Schwert, die sich dem Besucher der unglücklichen Stadt für alle Zeiten ins Herz prägen!

Um die Mittagsstunde langten wir von Brüssel auf dem Bahnhof von Löwen an. Rechts und links ragt reihenweise Brandmauer neben Brandmauer; die große Mittagssonne bestrahlt sie ebenso wie die bunten Gärten und freundlichen Wiesen, die zwischen ihnen hervorschimmern. Ahnliche Soldatenzonen wie in Lüttich und Brüssel: der Bahnhof ist der Mittelpunkt der feldgrauen Besatzung, und die militärischen Instanzen prüfen unsre hieb- und stichfesten Papiere, die endlich die schriftliche Berechtigung gewährleisten, daß wir uns im Bezirk der Kommandantur Löwen „frei bewegen“ dürfen. Noch immer ist's

nicht ganz ungefährlich.

Wir treten durch einen zum Schlafraum verwandelten Wartesaal hinaus zum Bahnhofsvorplatz. Inmitten einer grünen Anlage steht hier das Denkmal eines belgischen Gelehrten, aber weiterhin rechts und links zerstörte niedergebrannte Häuser, und die sich strahlenförmig abzweigenden Hauptstraßen sind fast nichts als zackenförmige

Reihen von Brandmauern!

Vor jedem Hause ein Berg von Schutt, zertrümmertem Hausrat und Mauersteinen! Nur wenige Häuser sind hier verschont geblieben; sie sind längst verlassen, aber man sieht ihnen an, daß da allenthalben behagliche und wohlhabende Löwener Patrizier wohnten, die der Strahl der Vergeltung traf.

Von bewehrten Soldaten geleitet, durchwandern wir erschüttert diese Städte des Grauens. An manchen Stellen weht verpeste Luft herüber, denn noch liegen hier und dort

Leichen unter den Trümmerbergen.

Die wenigen Häuser, die auf diesen Straßen verschont blieben, tragen gewöhnlich eine menschenfreundliche Inschrift: „Alleinstehende Frau: das Haus ist zu schonen“, oder „Dieses Haus steht unter dem Schutz der Kommandantur“. Unsre Begleiter, die die Schrecken der Beschleierung unserer Truppen und des Brandes miterlebten, zeigen uns die Häuser, aus denen die gefährlichsten Angriffe, teilweise mit Maschinengewehren, erfolgten; von diesen Gebäuden sind nicht einmal die Brandmauern mehr übrig, so von einem Hotel am Bahnhof, in dem man ein ganzes Bombenlager

entdeckte, das beim Brände knallend und funkenprühlend explodierte. Auf einem weiten Blase, der von vernichteten Häusern umgeben ist, sieht man noch die

#### Spuren heftiger Kämpfe:

zerstörte und zerbrochene Wagengewagen, alte Flinten und Ausrüstungsgegenstände liegen herumgestreut. In den noch erhaltenen Häusern haben sich vielfach unsre Wachen ange- siedelt; da sitzen sie denn auf der Straße, ringsumher die schauerlichen Trümmerfelder, und erzählen von den Schrecken des Krieges und von den Lieben, die sie daheim ließen.

Nein, zerstörungsgierige Barbaren, als die sie das Ausland darstellen, sind sie nicht, diese wackern Landwehrmänner, die alle aus Gegenden kommen, in denen eine starke Arbeiterbewegung längst zur Brüderlichkeit und Menschlichkeit auch im Kriege mahnt. Wir hören von ihnen, wie sie sich abmühten, mit eigener Gefahr des Lebens die Perle Löwens, das ganz unverfehrt gebliebene Rathaus, vor Flammen und Verderben zu retten. Die Häuser, die in seiner unmittelbaren Nähe lagen, und aus denen gleichfalls auf unsre Truppen geschossen wurde, wurden nicht in Brand gesteckt, sondern in aller Vorsicht gesprengt; andre wurden inmitten unerträglicher Glut von unsren Soldaten gelöscht. Die Hölle war freilich so groß, daß in einer Ecke im Innern des Hauses explodierten und dabei etlichen Schaden anrichteten, der aber schnell zu heilen sein wird. Jetzt hat sich eine deutsche Wache mit verheißungsvoller Feldküche darin eingekwartiert, und es tat uns bitter leid, daß wir eine freundliche Einladung, unser Nachtlager in solch historischem Raume aufzuschieben, ablehnen mußten. Die gegenüberliegende Peterskirche, die berühmte Gemälde enthält, hat stärker gelitten: der Turm und ein Teil des Dachstuhls sind niedergebrannt und eingestürzt. Wie uns die Soldaten erzählten, wurde

#### in der Kirche ein Waffenlager

von 700 Gewehren gefunden, und auf dem Turm war ein Maschinengewehr untergebracht. Die weltberühmte Universitätsbibliothek, die einstigen „Gallen“ der Tuchhändler, sind hingegen, wie deutsche Blätter schon meldeten, ein Raub der Flammen geworden...

Wir wandern mit kleinen Trupps von Soldaten, die sich freuen, Nachrichten aus der Heimat zu bekommen, weiter durch die Straßen, am Theater vorbei, das völlig ausgebrannt ist. Die Bewölfung Löwens, die die Stadt verlassen hatte, kehrt langsam wieder zurück; man begegne Männer und Frauen, bald mit trostigen, bald mit verängstigten Blicken, und ein armes Weib tritt an uns mit der bangen Frage, ob wir nicht zwei kleinen Kindern begegnen seien; sie und ihr Mann suchten verzweifelt nach ihnen. Mitteidig schütteln die Soldaten mit dem Kopfe, und weinend eilt die Frau weiter. Vor einigen verlassenen oder verbrannten Häusern sitzen zitternde kleine Hunde, schau und abgemagert; sie harren auf ihre Herren, die wohl nie wiederkommen.... Arbeiter eilen indeffen an uns vorbei mit weißen Armbinden: sie melden sich auf

den nun erfolgten Aufruf des zurückgekehrten Bürgermeisters zur Arbeit. Aus einem Aufruf erfährt man, daß der Bürgermeister alle zurückgebliebenen und wiederkehrenden Bürger auffordert, sofort Waffen- und Schießvorrat aus dem Rathaus abzuliefern; alles soll vermieden werden, was als Feindlichkeit für das deutsche Heer gelten könnte.

Schon aus diesem Aufruf geht hervor, daß die Behauptungen, daß Löwen vollständig dem Erdboden gleichgemacht sei, nicht richtig ist. Nur der östliche Stadtteil ist, wie wir uns überzeugen, völlig zerstört: die anderen Viertel sind

#### zum größten Teil erhalten,

wenn auch nur eine kleine Zahl seiner Bewohner in der Stadt ausharrte. Die Städte der Proletarier mehr außerhalb der Stadt und die Fabriken sind völlig unversehrt, da hier den deutschen Truppen nichts geschah. Freilich: gerade jene Straßen, die sich mit den herrlichen Werken der Baukunst und mit allen geschichtlichen Erinnerungen der Stadt harmonisch verknüpften, jene geschmackvollen Häuser des Innenviertels, deren zerstörte und verbrannte Reste noch die alt eingetragene und überleserte Geschmackskultur der Löwener verraten, sie sind zerstört und werden nie wieder im alten Glanz erstehen.

\*

Wie alles kam, das haben wir uns wieder und wieder erzählen lassen, schon in Brüssel, und von Angehörigen ganz verschiedener Truppenteile. Was wir von ihnen und ihren Vorgesetzten hörten, zwingt zu der Überzeugung, daß ein systematischer, in seinen Einzelheiten

#### vorbereiteter Überfall

zu solch furchtbarer Abwehr und Straf durch die deutschen Truppen führte. Vor dem Einzug der ersten deutschen Kolonnen, am Montag den 24. August, wurden Warnungen an die Bevölkerung erlassen, und bei der Ankunft unserer Soldaten gab's einen aufallend freundlichen Empfang mit guter Bewirtung; freilich fiel es sofort auf, daß man in bestimmten Häusern durchaus Offiziere zur Einquartierung haben wollte. Da kam am nächsten Tage die Weisung — das Wesentlichste davon ist bereits vielfach geschildert worden —, einen Anfall der Antwerpener Besatzung zurückzuweisen. Unsre Truppen rückten aus: plötzlich zischte, abends 8 Uhr, ein Raketenbeschuss in die Höhe, und auf die Macht, ganz besonders auf die Bagage, wurde

#### aus allen Häusern wildend geschossen;

alle Pferde wurden getötet, eine Anzahl Offiziere und Soldaten mehr oder minder schwer verletzt. Fürchterlich wären die deutschen Verluste gewesen, wenn die Löwener besser gezielt hätten, denn in den Straßen gab es für die Truppen keine Deckung. Da langte ein Militärzug mit neuen Kräften an; die Schießerei ging weiter, neue Kämpfe, neue Verluste, und bis zum Mittag des 26. August wogte es hin und her: schon jetzt gingen viele beschossene Gebäude in Flammen auf. Die Geiseln, die man längst freigelassen hatte, wurden wieder festgenommen: sie beichteten am Mittag des

### Millionäre.

Von Arthur Landsberger.

(55. Fortsetzung.)

Rückdruck verboten.

„Was für 'n gelehrter Mensch!“ sagte Leopold — „ich wußte gar nicht, daß es in den Kreisen solche Intelligenzen gibt.“

„Du nimmtst also noch keine Partei?“

„Gewiß, der Graf will 'n Geschäft machen. Kannst Du's ihm verdenken? So 'ne Gelegenheit fehlt nicht alle Tage wieder. Hätt' Dein Sohn für den Fall, daß er's Ehrenwort bräuchte, bei ihm fünfzigtausend Mark als Konventionalstrafe deponiert, wäre die Augelegenheit erledigt. Und was meint De, wie er sich gefreut hätte, wenn Dein Sohn womöglich am selben Abend wieder im Club gewesen wäre und gespielt hätte?“

Bert schüttelte den Kopf.

„Das habe ich alles verachtet,“ sagte er. „Zogst mit dem Teppelten!“

„Na und?“

„Angestellt hat er mich. Für Geld schon gar nicht!“ bat er geächtet. „Und persönliche Rückichten habe ich glücklicherweise auf Deinem Sohn nicht zu nehmen!“

„Gott, was für unvorsichtige Leute!“ sagte Leopold. „Wenn uns einer in dem Alter das Geld verdienten 'o leicht gemacht hätte!“

„Er hat meinem Sohne vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit gelassen. — Du wirst also einsehen, daß ich Dich nicht leichtfertig Ungelegenheiten bereite, sondern aus Not.“

„Wie bist Du denn nur auf diesen Gedanken mit der Ehe gekommen? Oder stammt der etwa auch von Deinem Sohne?“

„Allerdings! Als ich ihm über mein Prosko berichtete ihn und erzählte, der Graf habe gesagt, verächtliche Rückichten habe er glücklicherweise auf ihn nicht zu nehmen, da wußte er auf und rief: „Das ist ja glänzend! Also schaffen wir die

Rückichten! Nichts einfacher als das! Ich heirate die kleine Lassler — dann bin ich der Schwager seiner Schwester!“

„Habelhaft!“ rief Leopold. „Den Jungen mußt Du mir ins Geschäft geben!“

„Es freut mich, daß Du die Sache humoristisch sahst!“

sagte Beer.

„Was bleibt mir andres übrig.“ erwiderte Leopold.

„Ich bin idon froh, daß De noch 'ne Tochter hast.“

Da flochte Beer ihm auf die Schulter und sagte:

„Du hast Dich trotz Adels und Umgangs doch noch recht wenig assimiliert!“

„Was soll das heißen?“ fragte Leopold.

„Nu, wenn ein Jude über'n Stoß fällt und nicht's Gesicht denkt er hierbald: wie leicht hätt' das ins Auge geben können. So findest auch Du bei allem immer noch etwas Gutes heraus!“

„Ich schon!“ stöhnte Leopold; „aber Emilie. Das wird eine nette Belehrung werden!“

#### 39. Kapitel.

Wie sich Maud für die Familie vorsieht.

„Eine nette Belehrung!“ rief Emilie ein über das andre Mal, als Leopold ihr vorgetragen die Unterredung mit Kommerzienrat Beer erzählte. Und nach einer Weile sagte sie:

„Ja, vielleicht ähnerst Du Dich endlich — was soll nun werden?“

„Ich weiß es nicht!“ brachte er flehentlich hervor.

„Das sieht Dir ähnlich!“

„Vielleicht weißt Du es?“

„Unser ehrlicher Daniel!“ schluchzte Emilie.

„Die Braut ist Dir auf, wenn Du Publikum bist.“

„Du wußtest doch genau...“

„Ich habe Dich für lächerlich gehalten!“ unterbrach sie ihn.

„Doch Du is dumm sein würdest und andre in Deine Karten leben läßt, wußte ich nicht!“

„Das war gar nicht anders möglich! — Wer sollte

vertraut haben konnte doch kein Mensch rechnen!“

Emilie lief im Zimmer umher.

„Es bleibt uns gar nichts anders übrig, als „ja“ zu sagen.“

„Aber Emilie, ich lieblich müssen wir doch auch an unser Kind denken!“

„Ich bin Dich um eins: werde nur nicht sentimental! Im übrigen, wer sagt Dir, daß sie mit diesem Britnis glücklicher wird als mit Beer?“

„Britnis ist ein Ehrenmann!“

„Ich kenne Hunderte von Ehrenmännern, die ihre Frauen freudiglich gemacht haben.“

„Aber dieser Beer!“

„Was ist mit ihm?“

„Ich erzählte Dir doch, er hat falsch gespielt!“

„Tust Du das nicht?“

„Emilie!“ brüllte er auf.

Sie lachte verächtlich — und völlig rubig fuhr er fort.

„Du weißt doch, ich rübe ferne Karde en!“

„Also ist das Handwerkzeug mit dem Du die Menschen betrifft, ein andres! — Was kommt darauf an!“ Er hat seine Jugend zur Entschuldigung — Du nicht! Denn moralischen Verständnis aus wollen wir die Sache alle nur auf sich beruhen lassen. Das Bedeutliche liegt lediglich auf der gesellschaftlichen Seite. — Entzieh! Was ist das für eine Partei!!! Regierungster Beer!“

„Und wie werden wir diesen Britnis los?“

„Das wird eine Stange Geld kosten!“

„Wer soll's Maud sagen?“ fragte Leopold.

„Du natürlich!“

„Und was für einen Grund soll ich ihr nennen?“

„Den wahrten! Es gibt nichts sonst, was sie glauben würde.“

Emilie flingelte.

„Das gnädige Fräulein soll zu uns kommen.“ befahl sie dem Diener.

(Fortsetzung folgt.)







Reserve Fritz Zimmermann, Görzle, Kreis Jerichow 1, tot. 12. Kompanie.  
Reservist Wilhelm Hennig, Burg, tot.

Infanterie-Regiment Nr. 44, Goslar. 12. Kompanie.

Unteroffizier Erich Kramer, Schneidlingen, leichtw.

Infanterie-Regiment Nr. 59. 8. Kompanie. Serg. Albert Schweineberg, Kalbe, ver. Serg. Otto Linz, Halberstadt, tot. 9. Kompanie. Kpl. Ewald Müller, Groß-Ammersleben, Kreis Wanzleben, ver. 11. Kompanie. Musket. Hermann Bandt, Böhnshausen, Kreis Halberstadt, ver.

Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 98, Diederhoven.

6. Kompanie. Gert Knoll, Klein-Rothenburg, Kreis Salze, leichtw.

7. Kompanie. Unteroffiz. Wilhelm Tiegant, Königsau, Kreis Aschersleben, leichtw. Musket. Wilhelm Richter, Staßfurt, ver.

Infanterie-Regiment Nr. 113, Freiburg im Breisgau.

5. Kompanie. Brieselow, Wilhelm Lebe, Quedlinburg, leichtw.

Infanterie-Regiment Nr. 137, Hagenau. 7. Kompanie.

Unteroffiz. Adolf Krabs, Hasseroode, tot.

Infanterie-Regiment Nr. 142, Mühlhausen im Thüringen.

1. Kompanie. Fahnenjunker Hermann Meißner, Magdeburg, leichtw.

Serg. Ernst Jochens, Lüdenscheid, ver. 4. Kompanie. Brieselow, Otto Hermske, Wieden, Kreis Gardelegen, schwerw.

Infanterie-Regiment Nr. 143, Straßburg im Thüringen.

1. Kompanie. Unteroffiz. Hans Wermes, Magdeburg, tot. 3. Kompanie.

Fahnenjunker Erich Goedel, Magdeburg, ver.

König-Blancen regiment Nr. 13, Hannover. 2. Eskadron.

Trompeterberg. Friedrich Arns, Eichhorst, Kreis Salzwedel, tot.

2. Garde-Feldartillerie-Regiment, Potsdam. 5. Batterie.

Kanonier Frits Kienhuis, Schlagenthin, ver. Kanonier Albert Nitsch, Sandau, tot.

Feldartillerie-Regiment Nr. 15, 2. Abteilung, Saarburg.

4. Batterie. Oberleutnant Hans Lindau, Magdeburg, leichtw.

Feldartillerie-Regiment Nr. 38, Stettin. Unteroffizier

Paul Bethge, Rätzlingen, Kreis Gardelegen, schwerw. Kanonier Richard Eisenhuth, Badenfelde, Kreis Osterode, leichtw.

Verichtigung früherer Verlustlisten:

Infanterie-Regiment Nr. 66, Magdeburg. Gefreiter Karl

Nebelmeier, Stresem, Kreis Jerichow, ist nicht tot, sondern verwundet.

Infanterie-Regiment Nr. 165, Quedlinburg. Musketier

Alwin Hirchfeld, Elsfurt, bisher vermisst, verwundet.

## Meine Feuertaufe.

Aus dem Felde wird uns geschrieben:

Bum — hui — trach . . . Was war das? Statt der Antwort des Rehmanns jassen in schneller Folge die Granaten mit drei schwärzlichen Geräuschen in den Ort hinein. Dazwischen erlöste Alarmsignale. In wenigen Augenblicken ist die Besatzung zur Stelle. Feldwachen und Posten kommen zurück. Die Einwohner des Ortes, meist Frauen, Kinder und Greise, suchen in irgend einem Schuppenwinkel Schutz. Engeln, an den Häuserreihen der schmalen Straßen entlang, geht es im Glimmisch zum Teufel hinaus.

Vom Feinde ist nichts zu sehen, das hügelige, mit Strauch- und Buschwerk bewachsene Gelände völlig unübersichtlich. Von Norden erhebt Geschützdonner — dort ist also der Feind. Wir armen auf; im Freien fürchten wir die Geschosse weniger und fühlen uns nicht so bedroht wie in den Straßen.

Kaum in Deckung gegangen, hören wir auf einmal hinter uns das nervenauspeisende Rattatattat . . . und, hui — hui — hui . . . jassen uns Maschinengewehrgeschosse um die Ohren. Zum Nebelrauch greifen auch noch feindliche Schützen in den Kampf ein.

Es ist morgens 11 Uhr. Zu sehen ist vom Feinde immer noch nichts. Nur hier und da tauchen feindliche Schützen auf, die sofort wieder verschwinden, sobald das Feuer auf sie eröffnet wird. Den bedeutend überlegenen Feind zurückzuwerfen, ist ein Ding der Unmöglichkeit, fehlt es uns doch vor allem am Artillerie. Wir halten uns nur an zwei Hoffnungen: Verstärkung oder Dunkelheit.

Nach kurzer Kampfpause wird das Gefecht wieder heftiger. Ein neuer Schrecken überfällt uns: wir wissen jetzt oft nicht zu unterscheiden, ob an dieser und jener Stelle Freund oder Feind steht. So schleichen die Stunden langsam dahin. 1 Uhr mittags. Der Feind scheint sich zurückgezogen zu haben. Da hören wir vor uns in ungefähr 300 Meter Entfernung das Geschütz der Maschinengewehre. Unsere Abteilung fällt die Aufgabe zu, den Feind aufzuhalten. Wir liegen im Walde und leben nichts, dabei beobachten fortgesetzt die Maschinengewehre unsre Stellung.

"Au!" schreit ich unwillkürlich auf, ein Schuß hat mich in die Seite getroffen, ich fühle es am Bein und Wärmetropfen vom Blutverlust. Da erschallt in der Ferne Geschützdonner, das in unserer Artillerie. Die Bekämpfung ist eingetroffen. Lange noch, bis zum Abend, muss ich laufen, ehe ich verbunden werde. Freudigen Anklages empfängt mich der Arzt — ich bin sein erster Vermundeter. Mit einer Flasche requirierten Antipon, die mir auf mein Wohl trinken, weicht der Arzt den ersten Alt feiner segenstrahlenden Tätigkeit ein.

Und unten donnern die Kanonen . . .

Die "Voss. Sta." veröffentlicht den Feldpostbrief eines deutschen Fliegeroffiziers an seine Eltern. Wir lesen den Schluss hierher:

... Wenn ich an die Meldung zurückdenke, die ich am 28. zurückbrachte, und an die Umstände, unter denen ich sie ertrug — Herrgott, ich bin Soldat und kann jeden Augenblick in solch furchtbare Nähe Todesgefahr kommen — aber mit der Todesgefahr soll man nicht rechnem. Es war mein gefährlichster Flug bisher, und ich verlor jetzt noch nicht, wie wir entkommen sind. Es war böiges, stöckiges Wetter, und die Wolken hingen tief — über Epinal kamen wir auf 50 Meter in das Feuer von Ballon- und Abwehrkanonen — Schuß auf Schuß unmittelbar bei uns; jedes Kreuzen war gellend zu hören, trotz dem Gegenwind und Motorlärm — freiläufig aber wurde es erst da, wo wir wegen des Gegenwinds kaum vom Fliegele kamen — unter uns die Schlacht und auf uns schoßen in rasendem Schnellfeuer die Ballongeschütze. Und wir waren gerade in einem großen Wolkenschloß und kamen nicht in die reitenden Wolken — und waren nur 1000 Meter hoch. Schuß auf Schuß, rechts, links, vor, über und unter uns — und trotzdem haben sie uns nicht heruntergeholt. Zweimal hatten wir nur — ich verlor das jetzt noch nicht . . . Ich fand dann auch die erfreuliche Anerkennung — Erzähler gab mir die Hand und sagte, er denkt wohl, was es bezüglich bei seinem Vater, wo man standig in den Wellen die Orientierung verlor, noch aufzulässt. Ich hatte die Stellung der gegenüberliegenden französischen Truppen festgestellt. —

## Die „Goeben“.

Ein Lebenszeichen von der „Goeben“ als Bestätigung, daß das Kriegsschiff bei all seinen Wagnissen und führten Taten bis dahin unversehrt geblieben war, meldet eine von der „Mein-Welt“. Big. veröffentlichte „Wasserpostkarte“ eines Solinger Matrosen vom 4. September. Der junge Mann schreibt seinen Eltern u. a.:

„Ihr möchtet gern wissen, wo wir sind und was wir machen. Leider kann ich nichts Näheres schreiben, sonst bekomme ich die Karte wieder zurück. Nur so viel sei zu Eurer Beruhigung gesagt, daß die „Goeben“ noch nicht einmal eine Schramme aufzuweisen hat! Und da schreiben die fremden Blätter schon „in die Luft gesprengt“ und dergleichen. Morgen lassen wir wieder einen Hafen an, wo diese Karte weggeht. Was die „Goeben“ schon alles auf dem Gewissen hat, werdet Ihr wohl zum Teil bereits gelesen haben, das andre erfahrt Ihr später. Gestern war Gottesdienst. Da sagte der Pastor, wir sollten uns von innen befestigen, der Glaube sei die beste Wache. Er mag recht haben, ich dachte aber, unsre „28-Zentimeter“ sind auch nicht schlecht . . . Ihr werdet bald aus der Zeitung erfahren, wenn die Sache vorüber ist (hoffentlich), die wir vor haben. Wenn wir bloß losrollen wollten! Wenn die „Goeben“ auch in die Luft geht, für mich ist es ja nicht schlimm, ich bin ja „bei der Musik“, wie Klärchen schreibt. Also seht die Sache nicht so schwarz an, was kommen soll, kommt doch. Es wird schon alles gut gehen! Nun viele Grüße aus dem . . . Meer.“ —

## Ludwig Frank.

Wie wir uns hoch gerissen haben  
Vor Lüneville aus dem Schützengraben,  
Wir stürmten vor, und ein Feuermeer  
Ging über uns Landwehrleute her,  
So manchen traf es, so mancher sank,  
Auch Flügelmann Frank.

Und als zum Sammeln ward geblassen,  
Wir legten sie unter den grünen Rasen,  
Sie lagen zu dritt in dem kühlen Grab.  
Wir Kameraden riesen hinab  
Den letzten Gruß und den letzten Dank  
Dem Flügelmann Frank.

Und wie die Runde herübergelommen,  
Mit Trauer hat es die Heimat vernommen,  
Mit Trauer hört es das Vaterland.  
So hat es den Braven immer gesannt,  
Das Herz so feurig, die Ehre so blank,  
Den Flügelmann Frank.

Ludwig Thoma.

## Die Russen in Tilsit.

Ein Privatbrief aus Tilsit vom 13. September wird uns zur Verfügung gestellt. Wir entnehmen ihm die folgenden Stellen:

„Ihr werdet Euch ja sehr um uns gesorgt haben, es war auch eine furchtbare Zeit. Dreieinhalb Monate waren wir unter russischer Kommando, haben viel russisches Militär beobachtet. Sie haben in Tilsit allerhand Befehle erlassen, die unsre Freiheit sehr beschränkt, aber das ist ja gar nichts dagegen, was sie anderwärts angerichtet haben. Wäre unser Milität nur 24 Stunden später gekommen, dann wäre von Tilsit nichts geblieben. Am Sonnabend verlangten die Russen, daß wir unsre Fahrzeuge auf die Kästen bringen sollten und dann wollten sie Haussuchung halten. Dann hätten sie uns schon gemordet, sie hatten auch ihre Kanonen an der deutsch-evangelischen Kirche aufgestellt, von wo man die Hauptstraßen entlang sehen kann und wollten unsre Stadt beschließen, aber dazu kamen sie gar nicht. Am Sonnabend nachmittag hörten wir aus der Umgegend die ersten Kanonenschüsse. Der Kanonendonner war furchtbar; als die Russen ihn vernommen, rückten sie im Sturm schritt aus, die Stolzeder Straße entlang. In der Nebenstraße lagen fünf tote Pferde und bei uns am Schlechthof wurden auch zwei Russen totgeschossen. Auch fünf Zivilpersonen sind verletzt und zwei tödlich geschossen, wer sie sind, weiß ich noch nicht. Der Kanonendonner dauerte ungefähr bis 5 Uhr, es waren zwei schlechte Stunden, dann war's mit einem Male still. Vom Rathaus wurde gleich die russische Fahne runtergeholt und die deutsche aufgezogen, die Glocken läuteten und unsere Soldaten zogen ein, erst vereinzelt und dann immer mehr, das war erst eine Freude. Das Hurraufen nahm kein Ende, die Soldaten wurden förmlich mit Blumen und Leckerbissen überhäuft. Keiner ging mit leeren Händen, jeder war bepackt. Die Russen hatten sich nun alle aus der Stadt nach Schilligallen zurückgezogen, dort haben sie in der einen Nacht noch furchtbar gehornt. Die Männer haben sie immer zu zweien zusammengebunden, auf die Chaussee geschnallt und dann mit dem Säbel erschlagen; so fand man die Leute tot. Mit den Frauen haben sie es ebenso gemacht. In Schilligallen sind's nicht sehr viele Bewohner gewesen, das Dorf ist halb vernichtet, viele Häuser sind zerstört und niedergebrannt. Sonntag morgen um 5 Uhr wurden wir wieder durch Kanonendonner geweckt, da war unsre Artillerie nach Schilligallen ausgerückt, des Schwachs dauerte bis gegen Mittag. Die großen Holzklager von Markus und Louis Leuter standen in Flammen, es war ein furchtbares Feuermeer. Die Soldaten kamen dann wieder nach der Stadt zurück und nun ging's wieder eins zu eins an, da haben dann die Soldaten erzählt, wie die Russen in den Dörfern vor Lettau bis hier gehaukt haben. . . Unreine Dragonerkaserne ist voll gefangener Russen, die müssen die Kästen reinmachen, was sie vollgeknüpft haben. Sie haben keine Abfertigung, wie es in den Kasernen aussieht. Der russische Kommandant, den wir hatten, soll auch verwundet und gefangen sein. Hoffentlich ist er noch in der Lage, die 50 000 Mark zu zuzahlen, zu zuzahlen, die ihm unsrer Bürgermeister hat geben müssen. . . Wir waren vollständig von jedem Verkehr abgeschnitten und mußten überhaupt nicht, was in der Welt passierte. Die Zeitungen wurden von russischen Generälen gelesen, und was wir nicht wissen sollten, wurde geschrieben. Unsre Zeitungen wiesen gegen die russischen Städte auf, und . . . übrigens, was drinstand, war meiste Zeitung.

## Notizen.

Deutschehaus in Brasilien. Einem Privatbrief aus Brasilien, der dem „Bayerischen Kurier“ zur Verfügung gestellt wird, entnimmt das Blatt die folgenden Mitteilungen: „Hier erwarte man alle Tage mit größter Spannung die Nachrichten von darüber, und die deutschfeindliche Stimmung der Brasilier zeigt sich bei jeder Gelegenheit. Gestern kam unter den vielen Siegesdepechen eine, welche besagte, Bernardino de Campos sei auf der Durchkreise von Mannheim, wo er die Kur gebracht habe, nach der Schweiz von deutschen Soldaten mitgehandelt, ermordet und verbrannt worden. Daraus ergab ein furchtbarer Ausbruch des Volks. Darauf erfolgte ein gewaltiger Aufmarsch der Polizei, so daß die Polizei einschreiten mußte, der es nur mit großer Mühe gelang, die Ruhe wiederherzustellen. Natürlich haben sich alle diese Nachrichten als unwahr erwiesen. Niemand weiß, wer diese Depesche empfangen hat, die aus Stuttgart gekommen sein soll.“ —

Ein Gefecht bei Dendermonde. Das Amsterdamer „Nieuws van den Tag“ meldet aus Antwerpen vom 17. September: In der Umgebung von Dendermonde wurde heute zwischen Deutschen und Belgern gekämpft. Dendermonde bildet etwa den Mittelpunkt in dem Dreieck Brüssel-Antwerpen-Gent. Es wurde am 6. September von den deutschen Truppen besiegt. —

Flieger über Antwerpen und Paris. Das Amsterdamer „Nieuws van den Tag“ meldet aus Antwerpen vom 17. September: Heute früh flog eine deutsche „Taube“, aus westlicher Richtung kommend, über die Stadt. Sie wurde durch einen belgischen Zweidecker vertrieben, der sie eine Strecke südlich verfolgte. Auch über Paris hat am gleichen Tage ein deutscher Flieger geschwebt und Bomben geworfen. —

Oberst von Neuter lebt noch. Wie die „Boburger Zeitung“ von der in Boburg lebenden Schweizer des Obersten von Neuter erfuhr, ist das Gericht von dem Ableben Neuters urichtig. Es ist wohl dadurch entstanden, daß verwundete Offiziere gelehrt haben, wie dem Obersten das Pferd unter dem Leib erstickt worden ist. —

Die Heeresverwaltung gegen Kohndrücker. Die Heeresverwaltung hat, wie dem „Hamb. Fremdenbl.“ zuverlässig gemeldet wird, wieder gegen acht größere Firmen die erteilten Aufträge auf Ausrüstungsgegenstände zurückgezogen, weil die Firmen trotz der erteilten Aufträge das Gehalt ihres Personals und die Löhne der Arbeiterschaft herabgesetzt hatten. —

Konflikte im niederländischen Bergbau. Im Niederrheinischen Grubenrevier herrscht über rücksichtloses Vorgehen der Grubenverwaltungen bei den Lohnzahlungen eine derartig starke Bewegung, daß es am Dienstag und Mittwoch bereits zu partizipalen Arbeitsseinschlüssen gekommen ist. Zunächst hat es böses Blut unter den Bergarbeiterverbänden geweckt, daß vom Kreistag beschlossen worden ist, die vom Bergarbeiterverband gewährten Kriegsbefreiungen auf die Kreisunterstützungen der Gemeinden anzurechnen. Dieses Vorhaben ist um so unverständlicher, weil gerade die Bergarbeiter auf Anregung der Grubendirektionen sich bereit erklärt hatten, den Beitrag einer halben Schicht monatlich für die Frauen und Kinder der im Kriege Stehenden zu geben. Die Grubendirektionen haben ferner einen andern Abzugszahlungsmodus eingeführt, und dabei die Abzugszinsen um etwa 5 Mark reduziert. Die Lohnkürzungen bei Einzelzulagen betragen bis 50 Pfennig und mehr. Der Unwill der Bergleute über dieses Verfahren wird von den Beamten mit den Worten abgetan: Wenn's nicht paßt, kann gehen, es gibt heute Arbeitslose genug. In der plötzlichen Arbeitsseinschluß sind ein sehr großer Prozentsatz unorganisierte beteiligt. Es sind sofort Schritte unternommen worden, um die obersten Militär- und Zivilbehörden zu bewegen, im Interesse der Arbeiter Frieden zu schließen. —

Eine Ehrung. Die höchsten Behörden von Königsberg entschlossen einstimmig, v. Hindenburg das Ehrenbürgerrecht zu verleihen. Die sämtlichen vier Königsberger Akademien haben ihm schon zum Ehrendoktor ernannt. —

Reichstagsabgeordneter Paffermann, der im Felde als Rittmeister der Landwehr steht, wurde laut Meldung verschiedener Blätter aus Mannheim wegen tapferem Verhaltens zum Major befördert und außerdem mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet. —

Der „Vorwärts“ von Reichsbehörden verbreitet. Wie steht jetzt deutlicher als darangezeigt wird, um das neutrale Ausland von den deutschen Auffassungen zu informieren, geht hervor aus der Tatsache, daß z. B. die Redaktion unsres Amsterdamer Parteiorgans „Der Volt“ jetzt täglich vom deutschen Konsulat in Amsterdam nicht nur die dem Konsul eingetroffenen telegraphischen Nachrichten des deutschen Staatssekretariats des Außenamts erhält, sondern auch eine Reihe deutscher Zeitungen. Darunter sind das „Berliner Tageblatt“, „Der Tag“, der „Berliner Volkszeitung“, die „Deutsche Tageszeitung“, die „Tägliche Rundschau“, die „Wöchentliche Zeitung“, aber auch der „Vorwärts“. Es ist noch nicht abgesehen, daß ein deutsches Staatsorgan den „Vorwärts“ verbreitet hat. So will der Krieg! —

Ein Abendblatt der Wiener „Arbeiterzeitung“. Ein „Arbeiterzeitung“ in Wien gibt seit dem 17. September ein Abendblatt heraus, das unter dem Titel „A. Z. am Abend“ um 5 Uhr nachmittags erscheint. Das Blatt erscheint im Umlauf von vier Seiten. —

Arbeit für Kriegsgefangene. Der Kreistag des Kreises Paderborn hat eine Auflage von 150 000 Mark zum Anfang des Krieges derjenigen in der Nähe des Truppenübungsplatzes Schloss Detmold zu übertragen. Die im Semmelager untergebrachten Gefangenen sind zur Kultivierung der Nüchtern herangezogen werden. —

Belgische Spione. In der „Kölner Volkszeitung“ berichtet ein Augenzeuge über das schändliche Verhalten einer deutschen Proviantkolonne in Belgien. Dabei wurde auch ein geplanter hinterlistiger Streich der Belgier vereitelt. Die belgischen Schwadronen führten auch ein Automobil vom Roten Kreuz bei sich. In diesem legen zwei markierte Verbündete. Bei der Untersuchung stellte sich heraus, daß sie gar nicht verwundet waren. Sie wurden mit dem Oberst als Spione verhaftet. Es war augenscheinlich beabsichtigt, daß sie nach Brüssel hineinzubringen. Der Oberst sollte als Arzt fungieren, die beiden andern als Verwundete. Die belgischen Schwadronen hatten anscheinend den Auftrag, das betreffende deutsche Regiment beim Abfischen zu überfallen. Wäre dies gelungen, so hätten schlimme Folgen entstehen können. —

